# Die Lüneburger Heide

Autor(en): **Schaeffer, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-661668

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

sinnen, was vorgefallen war. Und nun quälte ihn etwas, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft gab. Er hätte die Schwester etwas fragen mögen, aber seine Scheu ließ es nicht zu. Aber Bethli sprach er nachher an: „Glaubst du, daß mein Bein so bleibt?"

„Wie?" fragte das Mädchen, ungewiß, was es antworten sollte, mit weiten Augen. „So — so kurz und gekrümmt?"

„Nein — doch —" tröstete Bethli, aber sie sah so verlegen und furchtsam aus, daß Jonas wußte, was die Uhr geschlagen hatte.

Von da an begann er über die Zukunft zu grübeln. (Fortsetzung folgt.)

## Winternähe.

Verwandelt stehn die Bäume,
Vom scharfen Nord entlaubt,
So welken ach, die Träume,
An die ich lang geglaubt.

Was treu mir schien verbunden,
Das streifte leicht sich ab,
Bis alles hingeschwunden,
Was einst mir Hoffnung gab.

Auch jener frohe Glaube,
Der Jugend Freund, verblich,
Er schwand, der Zeit zum Raube —
Der Winter nahet sich.

Allein ist mir geblieben,
Was mir Natur verlieh:
In eingesenkten Trieben
Des Liedes Melodie.

Martin Greif.

## Die Lüneburger Heide.

Von Emil Schaeffer.

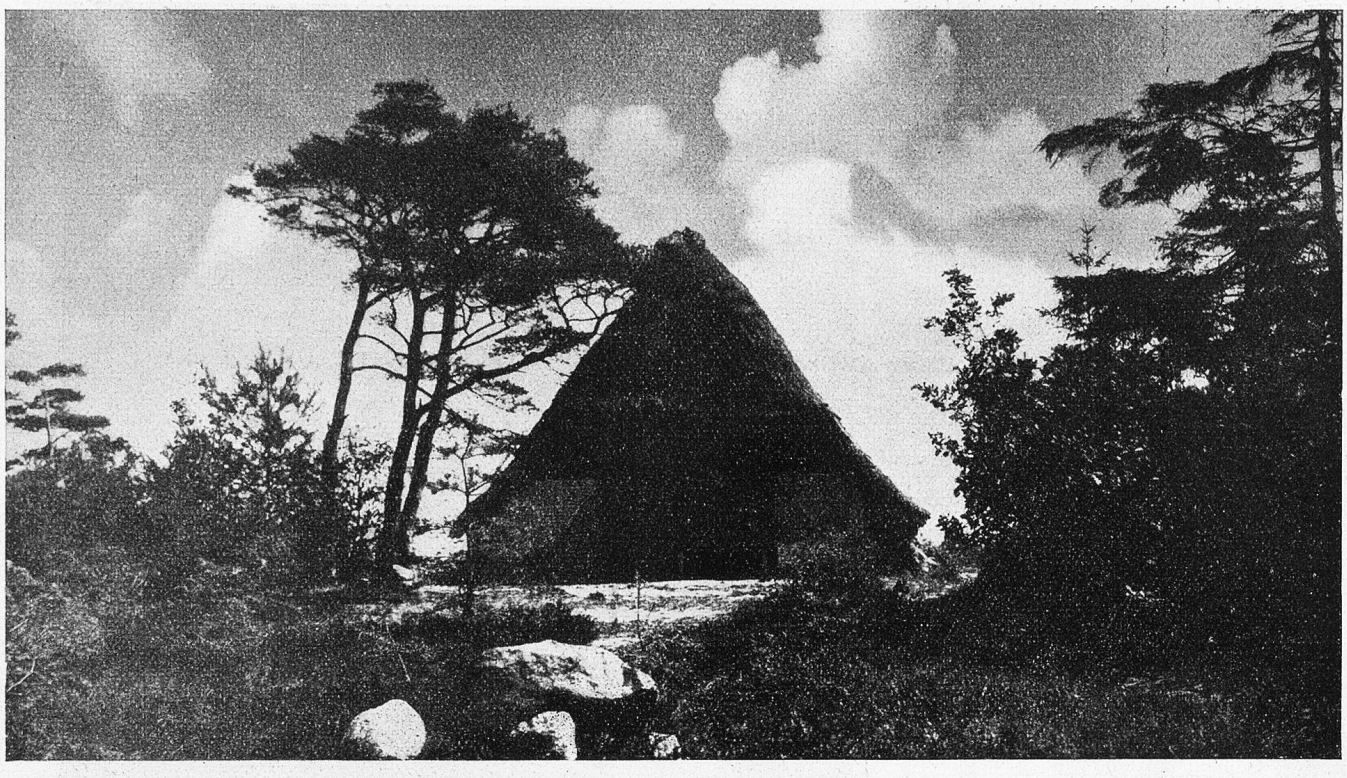
So heißt „der im preußischen Regierungsbezirk Lüneburg zwischen den Flüssen Aller und Elbe gelegene, 90 Kilometer weit von Südosten nach Nordwesten bis gegen Bremen und Stade sich hinziehende Landrücken, der ein Gebiet von etwa elftausend Quadratkilometer umfaßt, im Wilseder Berg die Höhe von einhundertelnundsiebzig Meter erreicht" und — aber das steht nicht mehr im Lexikon — von den Deutschen im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde; das heißt, bloß dreihundertfünfzig Jahre, nachdem Columbus einen neuen Erdteil gefunden hatte. Warum diese Entdeckung, der Lüneburger Heide nämlich, so spät erfolgte? In deutscher Vergangenheit pflegte man zu reisen, um himmlische oder irdische Güter zu gewinnen. Aber die steinernen Dorfkirchen der Heide verwahrten keine wundertätigen Reliquien, zu denen fromme Andacht viele Meilen wallfahrtet, und welche Schätze ließen sich der aus Quarzsand bestehenden, von Ton- und Sand- und Mergellagern überdeckten Bodenschicht der Heide abgewinnen? Fruchtbares Gebiet gab es nur am Rande, „sonderlich gegen die Elbe zu, wo die Marschländer sind. Darumb haben die Alten dieses Land einem Münchs-Kopff verglichen, der in der Mitte kahl, ringsherum aber mit Haar bewachsen . . ." Als die Menschen begannen, um ihrer Bildung willen oder zum Ergötzen der Augen die Mühsal des Reisens auf sich zu laden, was konnte dieser arme Erdenwinkel ihrem Wissensdrang und ihrer Neugier bieten? Feldeinsamkeit, umsummt von Bienen, überwuchert von Heidekraut und Heidelbeeren,... Birken,... Buchen,... Schafherden .. Derlei zu schauen, ließ man die Pferde nicht vor die Reisekutsche spannen. Denn — so hatte zwei Menschenalter nach Christi Geburt Quintilianus, der römische Rhetor, dekretiert — „eine Gegend verdient unser Lob, wenn sie schön und nutzbringend zugleich ist. Schön wird sie durch ihre Lage am Meer, in der Ebene, in angenehmer Umgebung; nutzbringend, wenn sie gesund und fruchtbar ist." Dabei blieb es bis ins zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. „Schreckliche Abgründe scheiden Böhmen von Sachsen . ." „Berge sind unnatürliche Geschwülste der Erdoberfläche . .", und Albrecht von Haller, der Schweizer, empfand „vollste Befriedigung in dem höchst angenehmen Holland", wo „kein Baum außer der Schnur wächst, kein Fußbreit ohne Ausbeute ist", und „Alles eher ein willkürliches Gemälde als etwas Wirkliches scheint". J. G. Keyßler, dessen Reisebeschreibungen Goethens „lehrhafter" Vater „berichtigt und ergänzt", hat in der lombardischen Tiefebene versucht, die „ganz ungemeinen Regungen und Vergnügungen" sich vorzustellen, die „derjenige, so zum

Exempel in den gebirgichten Teilen von Tirol, Salzburg... oder in den Heiden von Lüneburg erzogen worden und auf einmal in die erlesensten Prospekte von Italien gebracht werden sollte, dort empfinden würde . ." In einem Atem nennt er die Alpen und die Lüneburger Heide; denn gemeinsam ist ihnen beiden unfruchtbare Häßlichkeit im Gegensatz zur „Fette" des Distriktes zwischen Cremona und Mantua. Von dem Fluch, eine „grawsam abschewliche Wildnuß" zu sein, der seit den Römertagen auf ihren Schneegipfeln lastete, hat die Alpen Jean Jacques Rousseau befreit. Sein Roman „Die neue Heloise", der anno 1761 erschien, löste eine Binde von den Augen Europas, das nunmehr seinen Schönheitsdurst aus Gießbächen stillte, die über schroffe Felsen hinabschäumten zur Einsamkeit waldesdunkler Täler. Aber während der Historiker Gibbon sich bereits im Jahre 1784 zu Lausanne über die vielen Fremden ärgern mußte, die „von der Mode, Gebirge und Gletscher zu besichtigen", in die voreinstens so ruhsame Schweiz gezogen wurden, deuchte die Heide noch für lange Zeit hinaus „unwirtlich" und „öde"; dem Wanderer, der notgedrungen sie durchqueren mußte, gruselte und grauste; denn

„. . . schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche . . ."

Lüneburger Heide: In den Borsteler Kulen.

Zur selben Zeit, als Annette von Droste-Hülshoff diese Verse dichtete, stellte der Hamburger Maler Christian Morgenstern seine Staffelei in der Lüneburger Heide auf, die, wie's alljährlich bei Saisonbeginn in den Bäderberichten so schön heißt, „jetzt begann, aus ihrem Dornröschenschlaf zu erwachen," und es wäre ungemein reizvoll zu untersuchen, mit welchen Augen einander ablösende Generationen nunmehr die norddeutsche Heide sahen, wie Dichter und Maler ihren Stimmungsgehalt wiedergaben. Das kann hier freilich nur in Schlagworten, sozusagen im Depeschenstil, geschehen. Das Vorspiel: Werther bewundert Ossian: „Welch' eine Welt, in die der Herrliche uns führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt . . ." Das erste Kapitel: Wiederum Schottland und Deutschland, Walter Scott und Annette von Droste-



Lüneburger Heide: Schnuckenställe in einsamer Heide.

Hülshoff: An der Liebe des Schotten für seine Hochlandsheiden entzündet sich die Liebe der Westfälin für ihre Tieflandsheide. Noch bleibt diese — abermals wie bei Scott — zumeist nur Szenerie, von Dämmerungsschatten durchgeisterte, vom Abendschein durchzuckte oder in gespenstige Nacht getauchte Kulisse; aber bisweilen verschwinden schon die Träger balladesker Handlungen und die leer gewordene Bühne wird zum Bilde, wie es — zweites Kapitel! — Theodor Storm in seinem Gedichte „Abseits" gemalt hat:

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laubkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halb verfallen', niedrig' Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Die beiden letzten Zeilen sagen, in Verbindung mit dem pointierten Titel des Gedichtes, vielleicht allzu deutlich, was die Heide bietet als Gegensatz zur Stadt, deren Türme hinter dem Horizont zu versinken scheinen: das Einfach-Geradlinige, das Friedvoll-Beruhigte einer im uralten Heimatboden verankerten Existenz, Menschenferne, Allmutter-Erdennähe ... Storm sind, außer Nachahmern, auch berufene Nachfolger wie Hermann Allmers und der Prinz von Schönaich-Carolath erstanden, in deren Heidegedichten jene Note, die Storm angeschlagen, weiter klingt; der legitime Erbe seiner Dichterkrone aber war der Holste Detlev von Liliencron, der stärkste deutsche Lyriker um die Jahrhundertwende. Vier Gedichte des „Heidegängers", wie er selber sich heißt, schildern vier Jahres- und zugleich vier Tageszeiten in der Heide, und alle vier scheinen sie überglitzert von funkelndem Poetengeschmeide:

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus.
Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel,
Sie schützen vor dem Menschengraus.

Im Frühling rauscht in mitternächtiger Stunde
Die Wildgans hoch in raschem Flug.
Das alte Gaukelspiel: in weiter Runde
Hör' ich Gesang im Wolkenzug.

Verschlafen sinkt der Mond in schwarze Gründe,
Beglänzt noch einmal Schilf und Rohr.
Gelangweilt ob so mancher holden Sünde,
Verläßt er Garten, Wald und Moor.

---

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

---

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist, kaum hör' ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalke aus.
Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Augt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Torf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

---

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! Wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

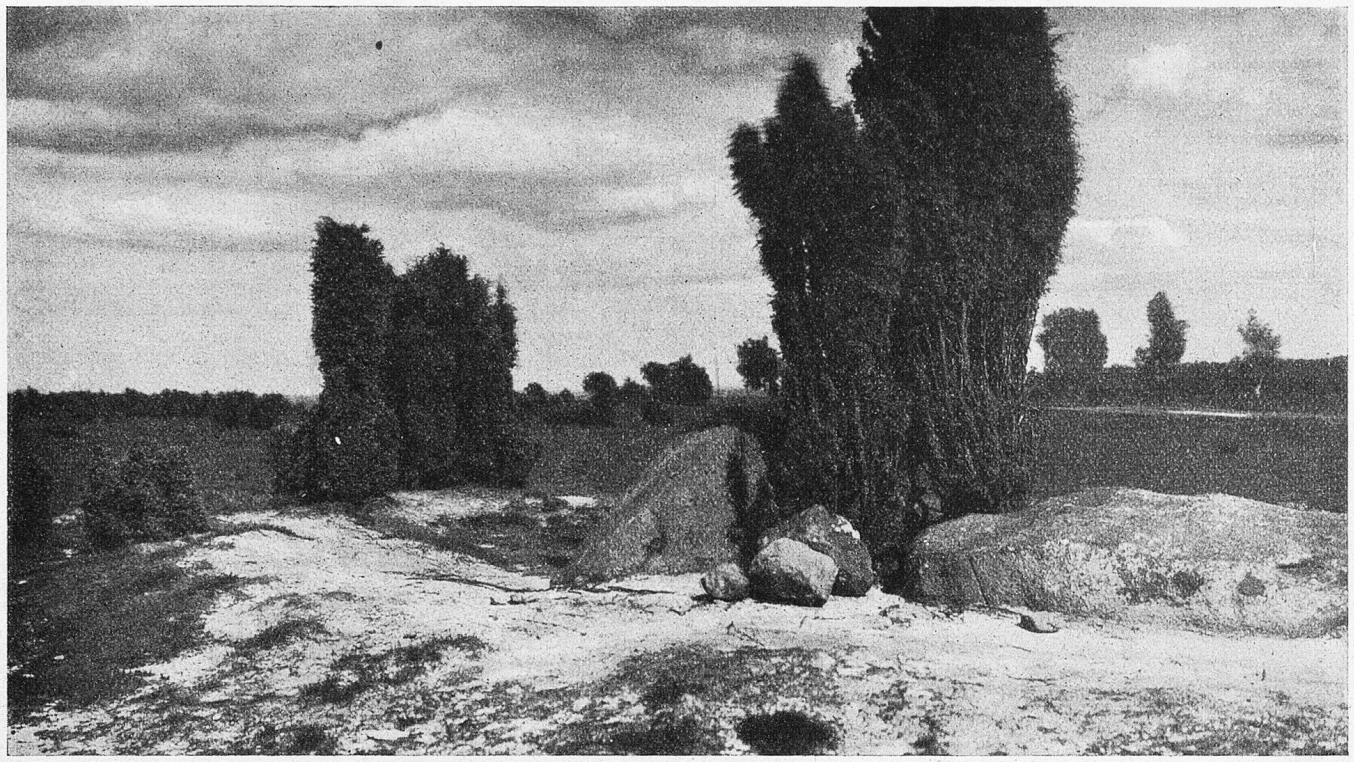
Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Gemahnen die „Heidebilder" Annettes von Droste-Hülshoff an romantische Gemälde, an den „Hünenstein" von Caspar David Friedrich in der Dresdener Galerie, lassen sich Fäden spinnen von Storm zu den Meistern des „paysage intime", begegnen wir der Art Liliencrons, einen Naturausschnitt zu beseelen, in Bildern jener Maler, die ums Jahr 1890 Bahnbrecher der Moderne waren, so denken wir bei den auf prunkende Farben und leuchtende Pracht gestellten Heideschilderungen des

Lüneburger Heide: Im Heidemoor bei Undeloh.



Lüneburger Heide: Grabkammer bei Wilsede.

Hermann Löns an die umfänglichen Moor- und Heidebilder von Worpsweder Künstlern, an ihre breiten, auf effektvolle Kontraste berechneten Farbenflächen, an die grelle Buntheit weithin flammender Plakate. Feine Ohren waren erforderlich, die Pianissimo-Schönheit Stormscher Verse zu vernehmen, Liliencron mußte sich im Leben und im Tode mit dem Lob der Wenigen begnügen, aber Löns, um dessen Haupt die tragische Gloriole eines Heldentodes strahlt, ist ein Lieblingsdichter seiner Nation geworden und die Begriffe „Löns" und „Lüneburger Heide" sind nicht mehr zu trennen voneinander. Süden und Norden schwärmen in gleicher Weise für die Löns-Bücher; wer sie gelesen hatte — und wer hatte sie nicht gelesen? — den drängte es auch, die Heide zu sehen. Von überall zogen sie her, die Wandervögel, die Jugendbünde, die Pfadfinder, die Sportklubs; auf knatternden Motorrädern kamen die Jungen angesaust, der „großen Stille" zu lauschen, gewaltige Automobil-Omnibusse — für Vereine besondere Arrangements — schleppten die Alten heran, die ergriffen sein wollten vom „Schweigen der Einsamkeit", — der Strom des Fremdenverkehrs überflutete die Heide . . . Der aber waren, außer ungezählten Freunden, auch zwei Todfeinde erstanden, die aufs ernstlichste ihr Leben bedrohen — Pflug und Egge: Deutschland will sich den Luxus von etlichen tausend Quadratkilometer Brachlandes nicht mehr leisten: das muß kultiviert oder, wie der Fachausdruck lautet, der Bodenmelioration zugeführt werden. Alljährlich wird so das eigentliche Heidegebiet an Umfang geringer und vielleicht schon in hundert Jahren auf das, freilich nicht unbeträchtliche, Gebiet des Naturschutzparkes mit dem Wilseder Berg beschränkt sein. Ernsthafte Volkswirtschaftler werden dann ausrechnen, auf Mark und Pfennige genau, welche Summen die Amelioration der Heide Deutschland eingebracht hat; die anderen freilich, die noch nicht ganz Amerikanisierten, werden, leicht umflorten Auges, jenen Werten nachtrauern, die schwer in Worte, von der Statistik überhaupt nicht zu fassen sind und mit der Lüneburger Heide für Deutschland verloren gehen. .